

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

31. Juli.

Nr. 31.

1853.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die russische Staatskirche*).

Auch die russische Kirche will ihren Ursprung in das Zeitalter der Apostel zurückführen. Nach einer alten Ueberlieferung soll der heil. Andreas am Don und in der Gegend von Kiew die Lehre des Evangeliums verkündet haben. Doch in den großen Stürmen der Völkerzüge des fünften und sechsten Jahrhunderts verloren sich gar bald die schwachen Anfänge des Christenthums bei den Russen und sie fielen schnell in ihren alten Götzendienst zurück. Erst im neunten Jahrhundert fing das Evangelium an, dauernde Wurzel in Rußland zu schlagen, erwuchs hie und da bald kräftig, bald schwach unter mannigfachem Wechsel der Zeit, bis ihm endlich im zehnten Jahrhundert der Götzendienst ganz weichen mußte. Wir können füglich eine zweifache Befehrung dieses Landes zum Christenthume annehmen, die theilweise Befehrung nach der Mitte des neunten und die ganze nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, beide durch katholische Bischöfe der griechischen Kirche bewirkt. Der von dem Schismatiker Photius so hart verfolgte Patriarch Ignatius schickte um das Jahr 867 die ersten christlichen Missionäre nach Rußland. — Die eigentliche und wahre Befehrung Rußlands zum christlichen Glauben fällt in die Zeit, die zwischen Photius und Cerularius verfloß, also in eine Zeit, wo die griechische und lateinische Kirche auf das innigste verbunden war; — und als nun der fromme Fürst Wladimir I. das Christenthum annahm, wurde der Sieg des Kreuzes über das Heidenthum allgemein. Er ließ durch Herolde im ganzen Lande ausrufen: „Es erscheine morgen am Ufer des Dnjepr Jedermann, Arm und Reich, Herr und Knecht, das ganze Volk, und lasse sich taufen.“ Wladimir erschien, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Bojaren und Priestern, und hieß das Volk auf ein gegebenes Zeichen in den Fluß treten, um die heil. Taufe zu empfangen. „Die Großen standen,“ so erzählt Nestor, „bis an den Hals, andere bis an die Brust, die Knaben nahe am Ufer im Wasser; Väter und Mütter hielten ihre Kinder auf den Armen; die Priester standen auf Flößen und lasen die Taufgebete ab; Wladimir aber lag am Ufer auf den Knien, betete und dankte Gott.“ — Auch die Großfürstin Olga, die Gemahlin Igors, hatte das Christenthum angenommen und aus Verehrung der heil. Helena, der Mutter Constantins, ihren Namen Olga gegen den von Helena vertauscht. — Im Sinne der Eintracht und des Friedens mit dem Nachfolger des heil. Petrus zu Rom wirkten die Großfürsten und die ersten Metropolitcn Rußlands für die Verbreitung und Befestigung des Christenthums in diesem Lande. Im Jahre 1037 wurde die Kathedralkirche zur heil. Sophie in Kiew nach dem Muster der gleichbenannten Kathedrale zu Konstantinopel durch den Großfürsten Jaroslaw

*) Vergl. Verfolgung und Leiden der katholischen Kirche in Rußland; von einem ehemaligen russischen Staatsrath. Schaffhausen 1843. — Die neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland; von einem Priester aus der Congregation des Dratoriums des heiligen Philippus Neri. Augsburg, 1841.

zur Würde einer Metropolitankirche erhoben. — Kurz darauf erneuerte sich das griechische Schisma unter dem gottlosen Michael Cerularius; — und weil Rußland mit Konstantinopel, dem eigentlichen Herde des Schismas, in naher Verbindung stand, mußte nothwendig das von dem aufrührerischen Patriarchen von Konstantinopel gegebene Aergerniß sehr verderblich auf die russische Kirche einwirken und dieselbe mit in das Schisma verwickeln. Dennoch aber hat die russische Kirche ihre Einheit mit der römischen länger erhalten, als ihre Schwester, die griechische. Der fünfte Metropolitan von Rußland, der sanfte Hilarion, der zur Zeit des abtrünnigen Cerularius der russischen Kirche vorstand, war auf dem Concil zu Kiew von den russischen Bischöfen ohne alle Mitwirkung des Patriarchen zu Konstantinopel gewählt worden. Er, so wie die fünf folgenden Metropoliten, bis auf Nikolaus I. (1096 bis 1106), waren, obschon Griechen, dennoch dem griechischen Schisma des Michael Cerularius fremd und bekundeten dagegen eine innige Freundschaft mit der Kirche von Rom und ihrem Oberhaupte. Daher nahmen auch die päpstlichen Gesandten, der Cardinal Hubert, und Petrus, Erzbischof von Amalphi, nachdem sie im Jahre 1054 den Cerularius in Konstantinopel öffentlich seiner Berruchtheiten überwiesen und ihn ercommunicirt hatten, dann aber vor dem Wütherich die Flucht ergreifen mußten, ihren Weg durch Rußland, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden.

In die Zeit der völligen Einheit der russischen mit der lateinischen Kirche fällt nun auch die Abfassung aller Kirchenbücher, deren sich die russische Kirche beim Gottesdienst im Ganzen noch bis auf den heutigen Tag bedient. Viele derselben sind von Männern verfaßt, die ganz mit der römischen Kirche vereint waren, und von ihr zu dieser Arbeit sogar den Auftrag erhalten hatten. So ist das große Menäum der russischen Kirche, eines der Hauptbücher des öffentlichen Gottesdienstes, welches die Gebete und Gesänge und Ceremonien für alle Sonn- und Festtage des Jahres enthält, vom heil. Cyril, dem Bruder des heil. Methodius, die beide zu Rom starben und die Apostel der Slaven und Bulgaren waren, verfaßt worden.

Wegen der in der ersten Zeit noch immer bestehenden Einheit der russischen Kirche mit Rom nahm auch der mächtige Großfürst Isäslaw, um sich gegen seinen blutdürstigen Bruder im Besitze des Reiches zu erhalten, seine Zuflucht zum Papste Gregor VII. und flehte ihn in seiner Bedrängniß um Schutz und Hülfe an. Der Sohn des Großfürsten kam selbst nach Rom und trug dem Papste demüthig des Vaters Bitte vor. Gregor nahm sich mit aller Liebe und Wärme des bedrängten Großfürsten an. Unverzüglich sandte der Papst seine Gesandten ab und stellte die Eintracht zwischen dem Großfürsten und seinem unwürdigen Bruder wieder her, so zwar, daß Isäslaw bald wieder in sein väterliches Erbe zurückkehren konnte. Gregor VII. begleitete den jungen Herrschersohn mit einem rührenden und väterlichen Schreiben vom 15. April 1075, in welchem er ihm im Namen des Apostelsfürsten Petrus die Herrschaft über Rußland ertheilt, mit dem Wunsche, daß dieser ihn und seinen Vater sammt ihrem Reiche durch seine mächtige Fürbitte bei Gott beschütze, sie im Besitze des Reiches bis an ihr Ende glücklich erhalte und nach vollendetem Leben ihnen eben so beim König des Himmels die ewige Glorie erfliehen wolle. Der Papst versicherte ferner beide seines Wohlwollens und verheißt ihnen in allen gerechten Gesuchen seine und des heiligen apostolischen Stuhles wirksame Hülfe und Verwendung. — In derselben Zeit, wenige Tage nachher, erließ Gregor VII. gleichfalls an den mächtigen Polenkönig Boleslav I. ein Schreiben, in welchem er ihn auffordert, dem König der Russen mit aller Liebe zu begegnen und ihm die entrissenen Schätze zurück zu erstatten.

Diese Einheit der russischen Kirche mit der lateinischen hat sich unter manchem Wechsel und Schicksal bis in's fünfzehnte Jahrhundert erhalten. Die Spuren von einem durchgreifenden Schisma zwischen beiden Kirchen sind selten und lassen sich nur in einzelnen Männern nachweisen. Russische Gelehrte und hochgestellte Männer, sowohl im Klerus als im Staate, haben alles Mögliche aufgeboten, um das Schisma ihrer Kirche so viel wie möglich in die früheste Zeit hinaufzusetzen. Doch die dafür

vorgebrachten Beweismittel sind größtentheils unterschoben, verfälscht und in späteren Zeiten, wo der Haß der griechischen Kirche gegen die lateinische leider auch auf die sßische übergegangen war, verfaßt.

Vor dem Jahre 1118 läßt sich mit Sicherheit keine Spur von einer Trennung der russischen und römischen Kirche nachweisen. Um diese Zeit war Nicephor I. Metropolit von Rußland. Er richtete ein Sendschreiben an den Großfürsten Wladimir II. unter dem Titel: „Ueber die Lateiner und ihre Trennung von der morgenländischen Kirche.“ Nicephor war ein geborner Grieche, im Jahre 1106 vom Patriarchen von Konstantinopel zum Metropoliten von Rußland geweiht, und hatte hier jenen traurigen Haß gegen die römische Kirche eingesogen, den er später auch in die russische Kirche zu verpflanzen bemüht war. — Jedoch nahm der russische Klerus nicht allgemein Antheil an dem feindlichen Geiste des abtrünnigen Metropoliten. Denn lateinische Priester wirkten und arbeiteten noch immer ungestört an der Seite russischer Priester. Verehrt doch heute noch die russische Kirche den frommen Mönch Antonius, der Römer genannt, der von Lübeck aus nach Rußland gekommen war, das nach ihm benannte Antoniuskloster ungefähr zwei Meile von Nowgorod gründete und von dort aus mit den Seinigen unermülich für die Ausbreitung des Christenthums wirkte. Die russische Landeskirche und die ruthenisch-unirte feiert das Andenken dieses großen Dieners Gottes am 6. August. Antonius starb 1147. Sein Kloster hat den Stürmen von sieben vollen Jahrhunderten getrozt und segensreich gewirkt bis auf unsere Tage.

Wie man von Konstantinopel aus, angetrieben von Haß und Leidenschaft gegen den Primat, immer auf die Losreißung der russischen Kirche von der römischen hinarbeitete, so waren die Päpste unermülich thätig für die Erhaltung der Einheit. Sobald sich irgend ein Hoffnungsschimmer zeigte für die Ausöhnung und Wiedervereinigung mit Konstantinopel, suchte man auch Rußland zur Einheit zurückzuführen. — Als der große Papst Innocenz III. so glücklich war, den griechischen Kaiser Alexius und den Patriarchen von Konstantinopel Johannes Comaterus im Jahre 1201 mit der römischen Kirche zu vereinen, schickte er auch seine Legaten nach Rußland, und lud die Prälaten dieses Landes in liebevollster Weise zur Ausöhnung und Wiedervereinigung ein. In seinem Sendschreiben gedenkt der Papst der strengen Züchtigung und Noth, welche über das griechische Kaiserreich gekommen ist, mit folgenden Worten: „Und wer weiß, ob sie nicht wegen ihrer Rebellion und ihres Ungehorsams bestraft und zur Beute geworden, auf das ihnen die Noth Verstand leihe, und sie jenen im Unglück erkennen, den sie im Glücke nicht kennen wollten. Deshalb, theuerste Brüder und Söhne, schicken wir euch unsern geliebten Sohn, den Cardinal Wilhelm, einen gelehrten, tugendhaften, weisen und umsichtigen Mann, der wegen seiner großen Verdienste meine und meiner Brüder Achtung besitzt, auf das er die Tochter zur Mutter und das Glied zum Körper zurückführe, und der auch von mir alle Vollmacht erhalten, auszurotten und zu zerstören, anzubauen und zu pflanzen, was er nur immer in euren Gegenden gut befinden wird.“

Jetzt entwickelten auch die beiden neuen Orden, die Gott der Kirche durch den heil. Dominikus und Franciskus gegeben hatte, eine besondere Thätigkeit in Rußland. Vorzüglich wirkte der heil. Hyacinth Odrowaz, einer der ersten und würdigsten Jünger des heil. Dominikus und der große Wunderthäter seines Jahrhunderts, unermülich für die Verbreitung der katholischen Kirche in Rußland. In Kiew fand er mit seinen drei Ordensbrüdern, Godin, Florian und Benedikt, die freundlichste Aufnahme, verweilte daselbst vier volle Jahre seit 1222 bis 1227 und gründete das schöne Kloster zur heil. Jungfrau, dessen Leitung bei seiner Abreise Godin übernahm. Durch seine Worte und Wunder belebt, nahmen viele Priester zu Kiew, die natürlich alle der griechischen Kirche angehörten, das Kleid des neuen und um die Kirche bald hochverdienten Dominikanerordens. — Um diese Zeit waren auch vom heil. Stuhle mehrere Franciskaner zu den Tartaren gesendet worden, um sie zum Christenthume zu bekehren. Sie nahmen ihren Weg über Masowien

und Volhynien. In Vladimir, der Residenzstadt, hatten sie mit dem Fürsten Daniel, den Bischöfen und Bojaren des Reiches mehrere Unterredungen. Alle zeigten sich geneigt, den Papst als ihren Herrn und Vater anzuerkennen und die römische Kirche als ihre Mutter und Lehrmeisterin. Daniel ließ sofort seine Gesandten mit Briefen an den Papst abgehen, um die Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen zu betreiben, und Innocenz IV. sandte darauf mit den nöthigen Vollmachten den frommen und gelehrten Minoriten Johann von Carpino nach Vladimir. Daniel und sein Bruder Wassilko vereinigten sich mit der katholischen Kirche. — Die Franciskaner arbeiteten unermüdlich in den russischen Staaten, lehrten, katechisirten und taufte die Gläubigen, ohne auch nur den geringsten Widerstand seitens des russischen Landes-Klerus zu finden.

Die mit großer Mühe zu Stande gebrachte Einheit suchten die beiden ränkevollen Metropolitensitze Pimen und Photias wieder zu zerstören. Pimen wurde aber wegen seiner Schlechtigkeit auf einem Concil feierlich abgesetzt und endete im Jahre 1389 sein Leben im Gefängniß. Sein Nachfolger aber, Cyprian, war ein aufrichtiger Freund der römischen Kirche; zu seiner Zeit traten alle russischen Bischofsstühle Lithauens zur Union über. — Bald jedoch drohte der Same des Schismas, welchen Pimen unter den Klerus ausgestreut, den aber Cyprian gleich bei seinem Aufkeimen erstickt hatte, neue Wurzel zu fassen. Zum Unglück für die russische Kirche bestieg wieder der herrschsüchtige Grieche, Photias, durch die unerlaubtesten Mittel und ehrlosesten Handlungen den Metropolitensitz. Er war ein schlauer, unternehmender, und mehr für weltliche als kirchliche Angelegenheiten besorgter Mann, und dabei ein geschwornener Feind der römischen Kirche. Seine hohe Würde diente ihm nur dazu, um seinen Schatz durch die widerrechtlichsten Mittel zu füllen; er erlaubte sich Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art gegen Klerus und Volk. Als aber das Maas der Bosheit voll war, wurde Photias auf einer Versammlung zu Kiew im Jahre 1414 wegen seines Hochmuthes und wegen der schmutzigsten Habsucht seiner Würde entsetzt.

In dieser Zeit wurde auch der Metropolitensitz von Rußland in den von Kiew und Moskau getrennt; der erstere regierte die im Süden, der letztere die im Norden dieses Reiches gelegenen Bisthümer.

Mehr aber als bei allen frühern Versuchen schien die Ausöhnung der griechischen und lateinischen Kirche durch die Bemühung des Papstes Eugen IV. auf dem Concil zu Florenz im Jahre 1438 — 39 zu Stande zu kommen. — Der edle Patriarch Joseph zu Konstantinopel war von dem aufrichtigsten Wunsche der Vereinigung durchdrungen und suchte deshalb zugleich die russische Kirche für die vollständige Ausöhnung zu gewinnen. Er ernannte daher, weil die Stühle zu Kiew und Moskau durch den Tod des Photias und Gerassim erledigt waren, den eben so gelehrten als frommen Isidor, den er selbst zum Bischof geweiht hatte, zum Metropolitensitz ganz Rußland, sowohl für Kiew, als Moskau. Isidor begab sich im Frühjahr 1437 nach Moskau, wo ihn der Großfürst mit allen Auszeichnungen und Ehren auf das liebevollste aufnahm. Im Einverständniß mit dem Patriarchen von Konstantinopel suchte er den Großfürsten zum Beitritt zur Union zu bewegen, und bat sich von ihm die Erlaubniß aus, dem allgemeinen Concil beizuwohnen, welches vom Papste in Ferrara zur endlichen Vollbringung dieses langersehnten Werkes gehalten werde. Isidor verließ, da ihm der Großfürst, wenn auch ungern, die erbetene Erlaubniß erteilt hatte, am 8. September 1437 Moskau und langte in Begleitung eines glänzenden Gefolges von Geistlichen, Bojaren und andern Großen des Reiches, über hundert an der Zahl, am 18. August 1438 in Ferrara an. Der griechische Kaiser und sein Sohn, der Thronerbe, der Patriarch von Konstantinopel und die übrigen Metropolitensitze, Erzbischöfe, Bischöfe und Archimandriten waren bereits mit einem glänzenden Gefolge von 753 Personen im Monat Februar und März dieses Jahres in Ferrara eingetroffen, und wurde vom Papste, dem deutschen Kaiser Albrecht von Oesterreich, den Cardinälen, Bischöfen und mehreren Fürsten des Abendlandes mit ungewöhnlicher Pracht

empfangen. Gleiche Ehrenbezeugungen erhielt auch Isidor mit den Seinigen. — Wegen der Pest mußte das Concil von Ferrara nach Florenz verlegt werden; in Florenz wurden aber sofort die Sitzungen wieder eröffnet, die vom 26. Februar bis zum 26. Juni 1439 dauerten, an welchem Tage die Union beider Kirchen zu Stande kam. Um dieses glückliche Ereigniß durch eine große Feierlichkeit zu verewigen, wurde die Union erst am Tage der heil. Apostelfürsten Petrus und Paulus bekannt gemacht. Der Papst selbst hielt das feierliche Hochamt und nachdem es geendet und die üblichen Gebete und Danksprachen für den glücklichen Ausgang des Concils verrichtet waren, las der Cardinal Julius Cäsarini, Bischof von Sabina, das Unionsdecret in lateinischer und Bessarion in griechischer Sprache vor.

In heiliger Freude und Dankbarkeit verließen die versammelten Väter Florenz. Papst Eugen IV. hatte mit einer Großmuth, die keine Gränzen kannte, und sein Privatvermögen und die Schätze des Staates überstieg, alle Auslagen gedeckt, die nur immer zu einem so langen Unterhalte einer so glänzenden und zahlreichen Versammlung nöthig waren, so zwar, daß er am Ende seine kostbare Inful dem Herzog Cosimo verpfänden mußte. Der Kaiser und sein zahlreiches Gefolge war auf Kosten des Papstes gekommen und kehrte wieder auf dessen Kosten zurück. — Isidor von Kiew und Moskau, den gleichfalls der Papst für seine Bemühungen, da er auf dem Concil neben Bessarion die ausgezeichnetsten theologischen Kenntnisse entwickelt und den größten Eifer für die Union erwiesen, vielfältig ausgezeichnet und in einer Bulle vom 17. August 1439 zum päpstlichen Legaten a latere für Lithauen, Livland und Rußland, und am 4. December desselben Jahres gemeinschaftlich mit Bessarion zur Cardinalwürde erhoben hatte, kehrte hoch erfreut über die geschene Vereinigung nach Rußland zurück.

Wenn nun aber, ungeachtet aller Opfer, Mühe und Arbeit seitens der römischen Päpste, dennoch später das Schisma in der ärgerlichsten Weise sich erneuerte, so fällt die ganze Schuld dieser furchtbaren Sünde allein auf Rußland zurück. — Der eifrige Papst Eugen IV., so wie seine Vorgänger und Nachfolger konnten der ganzen getrennten griechischen Kirche und ganz Rußland mit vollem Rechte die Worte des Erlösers zurufen, die er weinend über Jerusalem sprach: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt werden! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel! Und du hast nicht gewollt.“ Matth. 23, 37. Wer wüßte nicht, daß auch die hinzugefügte Drohung des Herrn: „Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden“ — an Rußland in Erfüllung gegangen? (Münst. S. 21.)

Leben des ehrwürdigen Johannes Grande.

(Fortsetzung.)

II.

Johannes widmet sich der Uebung der Barmherzigkeit.

Als Johannes eines Tages von seiner Einsiedelei in die Stadt ging, sah er zwei Bettler krank am Wege liegen. Der Anblick dieser in ihrem Elende von Allen Verlassenen durchschnitt ihm das Herz, und er fühlte sich mächtig angetrieben, aus allen Kräften ihnen beizustehen. Er suchte und fand für sie ein Obdach, und trug sie auf seinen Schultern hin. Dann eilte er in die Stadt, um milde Gaben zu sammeln, und kehrte zurück, um seine Kranken mit aller Liebe und Sorgfalt zu pflegen. Es kamen bald noch andere, die derselben Hülfe bedürftig waren, und Johannes nahm sich ihrer mit gleicher Theilnahme an. — Er fand in dieser Uebung der Barmherzigkeit, durch welche er denjenigen, der unsere Schwächen und Krankheiten auf sich nahm, nachahmen konnte, vielen Trost und eine heilige Freude. Aber auch die Ruhe, mit welcher er bis dahin in seiner Einsamkeit der Betrachtung himmlischer Dinge

und der Sorge für seine Seele obgelegen, schien ihm überaus kostbar. Er fürchtete, daß die Nähe der Menschen und der Verkehr mit ihnen, die mancherlei Sorgen und Beschäftigungen, denen er sich in einer solchen Lebensweise unterziehen mußte, der Reinheit seine Seele gefährlich werden und ihn des Umgangs mit Gott berauben möchten. Indessen wußte er wohl, daß die Wege, auf welchen Gott seine Diener führt, verschieden sind; daß jene, die Er zur Thätigkeit unter den Menschen beruft, durch seinen Beistand auch inmitten äußerer Beunruhigung den Frieden der Seele und den Geist des Gebetes bewahren können; und daß diejenigen, welche Er in die Einsamkeit führt, auch in ihrer Abgeschiedenheit nicht aufhören, durch ihr Gebet, ihre Buße und alle guten Werke den Nächsten zum Heile zu leben. Alles kommt nur darauf an, daß wir in der Wahl des Weges, den wir gehen, durch den Geist Gottes geleitet werden. Daher war denn auch Johannes, seitdem diese Zweifel seine Seele beunruhigten, auf nichts so sehr bedacht, als durch heißes Gebet und Übung frommer Werke sich Licht von oben zu erwerben. Es ward ihm gegeben, und zwar auf solche Weise und in solchem Maasse, daß ihm kein Zweifel übrig blieb, er sey berufen, unter seinen Mitmenschen zur Linderung ihres mannigfaltigen Elends zu wirken.

Statt sich also, wie er gesonnen gewesen war, noch tiefer in die Einsamkeit zu begeben, und, wo möglich, vor der Menschen Augen ganz zu verbergen, begab sich nun Johannes in die volkreiche Stadt Xerez auf der Gränze Andalusiens an der Meeresenge von Gibraltar gelegen. Als er derselben ansichtig wurde, fühlte er seine ganze Seele von tiefem Frieden und süßem Troste erfüllt; er wußte, daß Gott diese Stadt zum Schauplatz seiner Wirksamkeit bestimmt hatte, und zweifelte nicht, daß sein Wirken voll Mühe und Leiden seyn werde; aber im Gefühle jenes Friedens schien sein Kampf ihm schwer. Ehe er jedoch seinem neuen Berufe gemäß thätig zu seyn begann, gestattete Gott nochmals dem Versucher, sich ihm zu nähern. Johannes ward plötzlich von einer heftigen Traurigkeit und großem Widerwillen an allem, was er unternehmen sollte, befallen; es kam ihm vor, als habe er den Weg verloren und irre weit von Gott in der Finsterniß umher. Nach langem Gebete eilte er in die Kirche der Franziskaner und eröffnete einem dieser Väter seinen ganzen Seelenzustand. Derselbe ermahnte ihn, an der Wahrheit des Berufes, den er glaubte von Gott empfangen zu haben, nicht zu zweifeln, und ihm trotz der innern Pein, die bald vorübergehen werde, zu folgen. Jedoch rieth er ihm, für jetzt statt der Kranken der Gefangenen sich anzunehmen. Johannes war folgsam, und ohne Verzug begab er sich in das Gefängniß, um die Aufseher zu bitten, daß es ihm erlaubt sey, die Gefangenen zu besuchen und ihr Elend durch Gaben, die er für sie sammeln werde, zu mildern. Es ward ihm gestattet, und noch nicht lange hatte er unter diesen Unglücklichen auf jene Weise gewirkt, als er auch schon das Vertrauen der Wärter sich in hohem Grade erworben hatte, daß er nun nicht mehr bloß nach Wohlgefallen ein- und ausgehen, sondern auch im Gefängnisse selber wohnen durfte, damit er nämlich bei Tag und Nacht, sobald irgend ein Vorfall seine Hülfe fordere, in der Nähe sey. Wie war er nun bemüht, das Tagwerk, das Gott ihm angewiesen, mit Eifer zu vollbringen! Zuerst trachtete er durch Liebe und Theilnahme sich das Zutrauen dieser Unglücklichen, die von der menschlichen Gesellschaft verstoßen, ihre Tage in finsterner Traurigkeit verleben, zu gewinnen. Er brachte ihnen oft Erquickungen und erwirkte nicht selten irgend eine Linderung ihres Looses. So öffnete er sich den Weg zu ihrem Herzen, und die Worte des Trostes und der Hoffnung, die er sprach, fanden Eingang. Er belehrte sie, in der Strafe, die über sie verhängt war, eine barmherzige Fügung Gottes zu erkennen, der sie nämlich in diesem Leben strafe, um ihrer in der Ewigkeit zu schonen; er ermahnte sie, die Zeit, die Gott ihnen gegeben, in sich zu kehren, nicht unbenutzt zu lassen, und durch die Demuth und Geduld, womit sie, seiner Fügung sich unterwerfen, ihr hartes Schicksal ertragen, seiner Gnade sich wieder würdig zu machen, und so sich den Weg aus dem Kerker in den Himmel zu eröffnen. Bei vielen verfehlten so liebevolle und von Werken der Tugend begleitete Worte ihre Wirkung nicht; aber es gab auch manche verhärtete Seelen, die gegen alle Vorstel-

lungen gleichgültig, durch den frommen Liebeiseher unseres Johannes nur dazu bewogen wurden, daß sie immer größere Unterstützung von ihm, nicht anders, als gehörte sie ihnen, mit Ungebuld und Frechheit begehrten. Sie lohneten dem gottesfürchtigen Jüngling seine Liebe mit Ausbrüchen roher Leidenschaft, und die sanfte Gelassenheit, die er diesen entgegensezte, reizte sie, mit um so größeren Ungestüm über ihn herzufallen. Nicht selten wurde Johannes an dem Orte, wo ihn nur das Verlangen, wohlzuthun, festhielt, nicht nur beschimpft, sondern auch mit Fäusten geschlagen und mit Unrath beworfen. Aber weder der Undank dieser Verbrecher, noch die Beschwerden des Dienstes, den er übernommen, noch auch der widerliche Aufenthalt des Ortes, den er zur Wohnung gewählt, bestiegten seine Liebe. Ein Blick auf den Heiland, der von dem Volke, unter dem er wohlthwend umhergewandelt, gezeißelt und mit Dornen gekrönt, aus der Stadt geschleppt und an's Kreuz geschlagen wurde, genügte, die Ruhe seiner Seele zu bewahren, und sich des kostbaren Schazes, der in Mühsalen und Verdemüthigungen verborgen ist, zu erfreuen. Er lag aber auch mitten unter diesen seinen Arbeiten und trotz so vieler beunruhigender Vorfälle dem Gebete mit standhaftem Eifer ob, und war in demselben so gesammelt, daß ihm Stunden wie Augenblicke verflossen.

Drei Jahre hatte Johannes auf solche Weise zugebracht, und es scheint, daß sie die Probezeit waren, in der er für seinen eigentlichen Beruf sollte vorbereitet werden. Sein Leben unter den Gefangenen war eine beständige Uebung der Demuth und Selbstverläugnung, und in diesen Tugenden mußte er wohl begründet seyn, um ohne Gefahr die öffentliche Wirksamkeit, die ihm bestimmt war, beginnen zu können. Nach Verfluß jener drei Jahre wurde er durch ein himmlisches Gesicht aufgefordert, das Gefängniß zu verlassen und in das Krankenhaus zu gehen, um den Vorstehern desselben seine unentgeltlichen Dienste anzubieten. Johannes gehorchte; aber er hätte keinen unglücklicheren Zeitpunkt für ein solches Vorhaben wählen können. Denn es war kurze Zeit vorher ein Mensch in Xerez gewesen, der im Namen des heil. Johannes von Gott Gaben der Liebe zur Pflege armer Kranken sammelte. Er hatte sich mit vieler Kunst den Schein großer Frömmigkeit gegeben, und der Name jenes Heiligen, dessen Orden eben damals sich auszubreiten begann, war in Xerez, wie in ganz Spanien in hoher Verehrung. So flossen also jenem Fremden die milden Gaben reichlich zu. Nachdem er nun eine bedeutende Summe zusammengebracht, entstoh er mit derselben, die Kranken der Stadt ohne Unterstützung lassend. Der Arm der Gerechtigkeit erreichte ihn jedoch, und er büßte seinen Frevel mit schimpflichem Tode. Ein solches Beispiel von Heuchelei erregte gegen Johannes Aerbieten Verdacht. Mit Schwierigkeit gestattete man ihm, die Kranken zu bedienen und für sie Unterstützungen zu sammeln, und mit großem Mißtrauen beobachtete man alle seine Schritte. Aber der Böbel der Stadt hatte keine Geduld, durch solche Beobachtung erst zu erforschen, ob sein Verdacht gegründet sey. Noch voll Erbitterung über jenen Heuchler brach er über Johannes ohne weiteres den Stab. Man schrie ihm auf der Straße nach und erklärte ihn desselben Verbrechens und derselben Strafe schuldig. Der Diener Gottes ließ sich indeß nicht irre machen. Er kannte ja bereits durch lange Erfahrung, wie kostbar die Schmach und Verfolgung ist, die man in der Nachfolge Christi findet; und da er in nächlichem Gebet hierüber noch größere Erleuchtung empfing, erglühete seine Seele vom Verlangen, mehr und immer mehr Unbilden um Christi willen zu erdulden. Es wurde ihm bald Gelegenheit dazu geboten. Ein Hause roher Menschen umzingelte ihn, man weiß nicht, ob auf besondere Veranlassung, oder nur wegen des erwähnten Verdachtes. Sie überschütteten ihn mit Verwünschungen und Schimpfreden, drangen dann auf ihn ein, und als ergrimmeten sie über die ruhige Geduld, mit welcher der fromme Johannes sie ohne allen Widerstand gewähren ließ, schlugen sie ihm in's Angesicht, warfen ihn endlich zu Boden und stampften ihn voll Wuth und Verachtung mit Füßen. Ohne einen Laut der Klage und ohne ein Zeichen des Zornes ertrug er alles.

Indessen bewirkte eben der Verdacht, der auf ihn gefallen war, daß seine Tugend von dem besseren Theile der Einwohner der Stadt erkannt ward. Denn je sorg-

fältiger man ihn beobachtete, desto mehr mußte man sich bald von der Reinheit seiner Absichten und der Aechtheit seiner Frömmigkeit überzeugen. Schon hatte er sich also das Vertrauen vieler und angesehenen Bürger erworben, und die Gaben, womit er seinen Kranken Erquickung verschaffte, wurden ihm immer bereitwilliger gewährt. Da brach eine andere Verfolgung, die ihn viel schmerzlicher berührte, aus. Die in dem Krankenhause, worin er sich aufhielt, angestellten Wärter waren keineswegs von jenem Geiste uneigennütziger Liebe, der den frommen Johannes erfüllte, beseelt. Sie vernachlässigten ihren Dienst, behandelten die Kranken mit Härte, und verwendeten nicht immer mit Treue, was zur Pflege derselben bestimmt und ihnen anvertraut war. Johannes machte ihnen zuweilen liebevolle Vorstellungen, aber viel mehr noch als seine Worte war sein Thun und Wirken unter den Kranken eine Straßpredigt, die sie nicht länger ertragen konnten. Sie beschloßen, sich seiner zu entledigen, und es gelang ihnen. Johannes erhielt eines Tages von den Vorstehern des Spitals die unerwartete Weisung, daß ihm der Zutritt in die Krankenzimmer nicht ferner könne gestattet werden. Tiefer als jede andere Kränkung mußte er diese Maßregel empfinden. Sie sonderte ihn von seinen geliebten Kranken und schien ihn mit einemmale aller Mittel zu berauben, seinem Berufe zu leben. Aber es war nicht so. Gott hatte diese Verfolgung nur zugelassen, um ihm einen viel größeren Wirkungskreis zu eröffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glaubensbekenntniß am Sterbebette.

Ein vornehmer Beamter, der in seinem Glauben und in seinen religiösen Ansichten eben so tief gesunken war, als er in seiner amtlichen Stellung hoch gestanden, machte sich's zum angelegentlichsten Geschäfte, selbst auch in Gegenwart seiner häuslichen Umgebung über Glauben und Religion tüchtig loszuziehen und zu zeigen, daß er eine unbestiegbare Verachtung gegen alles das im Herzen trage, was Gott und Religion betrifft. Wunderbar genug: der allweise Gott hatte diesem Freigeiste eine wahrhaft brave Katholikin, ein Muster wahrer Tugend und Frömmigkeit, zur Gemahlin gegeben. Doch sie vermochte nichts gegen den Unglauben ihres Mannes.

Da erkrankte auf einmal das einzige Kind, welches der Himmel diesem Ehepaare geschenkt, ein achtzehnjähriges Mädchen voll guter Eigenschaften. Mit sorgfamer Pflege hatte sie ja die edle Mutter für Religion und Tugend herangebildet, allein auch die gottlosen Grundsätze des irreligiösen Vaters hatten im jugendlichen Herzen hin und wieder Anklang gefunden, und wären vielleicht unter dem schlimmen Einflusse der argen Welt alsbald über die besseren Gesinnungen, die ihr die liebende Mutter eingepflanzt hatte, Herr geworden, wenn nicht der himmlische Gärtner sich frühzeitig um diese zarte Blume umgesehen hätte. Mit jedem Tage drohte die Krankheit des Kindes gefährlicher zu werden, und schon schien kein Mittel zur Rettung mehr vorhanden: da saß denn eines Tages der besorgte Vater mit nassen Augen am Sterbebette des theuren Mädchens und pflegte seiner mit väterlicher Theilnahme und trocknete eben den Angstschweiß von der bleichen, kalten Stirne der geliebten Tochter, — als sich das gute Kind aufrichtete, dem Vater starr in's Auge blickte und ernstern Tones zu ihm sprach: „Vater, ich fürchte — daß mein Ende naht; — ich muß Dich jetzt noch um Etwas fragen. — Sag' mir einmal — was muß ich nun glauben — das, was Du mich gelehrt — oder was meine Mutter mich zu glauben lehrte?“ — Wie ein Blitzstrahl fuhrs durch die Seele des überraschten Vaters, er senkte seinen Blick und sprach: „Kind! glaube fortan nur, was deine fromme Mutter dich gelehrt hat.“